

Ein Traum.

Es war auf der Fahrt von Madeira nach Gibraltar, auf einem jener luxuriös ausgestatteten, großen Dampfer der Messagerie maritime-Gesellschaft, den ich mir als Vergnügungsreisender für die Rückreise von Bahia nach Genua gewählt hatte.

An einem schwülen Sommerabende saßen wir zu sechs im kleinen Rauchsalon auf Deck der „Boulogne“ und kosteten mit Gewissenhaftigkeit verschiedene in Madeira eingekaufte, schwere Weine.

Die Konversation war bald ernst, bald heiter, geriet aber schließlich auf die uns am naheliegendsten Begebenheiten. Knapp nach dem Auslaufen aus Bahia starb an Bord ein junger Matrose am gelben Fieber und wurde auf hoher See bestattet.

Dieses Ereignis verfehlte natürlich nicht seine Wirkung und machte speziell auf mich einen tiefen Eindruck. Als ich mich später in meine Kabine zurückzog, fühlte ich, wie

sehr mir der schwere Wein zu Kopf gestiegen war und wie mich die letzten Gespräche erregt hatten.

Da träumte mir, daß an meine Kabinentür erst ganz leise, dann aber immer stärker geklopft werde.

Ich wollte mich erheben und die versperrte Tür öffnen, war aber am ganzen Körper gelähmt und konnte keinen Laut von mir geben.

Nun hörte ich verschiedene Stimmen außerhalb meines Schlafrumes, dann wiederholte sich wieder das Klopfen und man rief mich bei meinem Namen.

Die Stimme des zweiten Doktors an Bord, mit dem ich befreundet war, glaubte ich deutlich herauszuhören. Er verlangte nach einem Stemmeisen. Nach einiger Zeit wurde die Kabinentür aufgesprengt.

Gegen die Tür gewendet, lag ich bewegungslos da, meine Augen blickten starr auf die Eintretenden. Die Anstrengungen, die ich machte, um ein Lebenszeichen von mir zu geben, waren erfolglos. Ich lag steif und leblos wie ein Toter im Bette, nur mit dem Unterschiede, daß ich alles sah und hörte, was um mich vorging.

Als erster kam der zweite Arzt in meine Kabine, hinter ihm ein Schiffsoffizier, dann sah ich noch den ersten Stewart und einige Passagiere im Hintergrunde.

Der Doktor ergriff meine herunterhängende Hand, befühlte sie und schüttelte den Kopf, hierauf betastete er meine entblößte Brust und beugte sich über mich, um den.

Herzschlag abzuhorchen, dabei fixelte er mich mit der Zwickerschmür und ich versuchte zu lächeln, aber ich merkte, daß mein Gesichtsausdruck derselbe blieb.

Nun kramte er in einem mitgebrachten Etui herum und entnahm diesem ein kleines Messer.

Jetzt machte er mir einen kurzen Schnitt am Handgelenke; ich fühlte den Schmerz, doch schien es mir, als ob kein Tropfen Blut zum Vorschein komme.

„Armer Teufel“, hörte ich ihn zum Schiffsoffizier sagen, „er ist tot, maustot, dem kann kein Arzt mehr helfen.“

„Tot“, wiederholte der andere und nahm seine Kappe ab, „an was ist er denn voraussichtlich gestorben?“

„Herzschlag, wahrscheinlich infolge zu starken Alkoholgenusses.“

„Das muß ich dem Kommandanten melden, morgen könnten wir in Gibraltar einlaufen, wenn er die zwei Reservekesseln heizen läßt, sonst müßten wir ihn in die See versenken“, erklärte der Schiffsoffizier.

Die übrigen Anwesenden betrachteten mich mit teilnahmsvoller Miene.

„Schade um ihn“, meinte ein Passagier, „er war ein vorzüglicher Tarockspieler, jetzt ist unsere ständige Partie beim Teufel, aber er soff auch unheimliche Quantitäten zusammen, er hat ja gestern meinen ganzen Madeira ausgetrunken.“

Eine junge Engländerin, mein ständiger Kiebitz beim Kartenspiel, die ich übrigens bisher gar nie beachtete, trat an mein Bett und schnitt mir mit einer winzigen Schere eine Haarlocke ab, dann wollte sie mir die Augen schließen, doch gelang ihr dies nicht. Ich sah, wie sie mich lange mit zärtlichem Blicke anschaute und es kam mir vor, als ob ihre Augen feucht geworden wären. Wie gern hätte ich ihr gesagt: „Liebe Miß Brown, sagen Sie doch dem ersten Doktor und dem Kommandanten, daß ich gar nicht tot bin; der zweite Arzt ist zwar ein vorzüglicher Klavierspieler und charmanter Gesellschafter, jedoch von seinem Metier scheint er nicht viel zu verstehen, sonst würde er mich nicht für tot erklären.“ Aber meine Lippen waren stumm, so wie mein Körper regungslos blieb.

Dann kamen noch andere Passagiere, Schiffsoffiziere und Matrosen, schließlich der erste Arzt und der Kommandant.

„Wir werden ihn ins Meer werfen, das wird das Beste sein, denn die zwei geheizten Reservetessel kann ich nicht verantworten“, erklärte der Kommandant kurz und der Doktor nickte beifällig, ohne mich näher zu betrachten.

„Hat er noch ausständige Rechnungen?“ wendete er sich dann an den ersten Stewart.

„O nein, der Herr Meier hat immer alles pünktlich bezahlt, er hat sogar noch ein kleines Guthaben.“

„Das ist gleichgültig, wenn er nur nichts schuldet,

Sie hätten sonst auf ihr Geld bis zum jüngsten Gerichte warten können.“

„Apropos, die Effekten des Verstorbenen müssen sogleich kommissionell verpackt und versiegelt werden.“

Eine halbe Stunde später brachte man mich auf Deck, wo ich achter unter der halb gehißten Flagge auf einer hölzernen Bank aufgebahrt wurde.

Ein paar junge Matrosen sorgten für die Deforierung der Bank, ein paar ältere schmückten den Raum um mich her.

Ich hörte, wie die beiden Jungen im Flüsterton zusammen sprachen, wahrscheinlich aus Pietät für den Toten. Es handelte sich um einen Ring. Plötzlich fühlte ich, daß mir jemand behutsam meinen Brillantring vom Finger streifte.

Sie wollten ihn als Andenken an mich haben, es war rührend.

Miss Brown legte mir einen kleinen Strauß künstlicher Blumen auf die Brust. Ich hatte bei Lebzeiten niemals ein Wort mit ihr gesprochen, wie konnte ich ahnen, daß sich die schmutze Engländerin für mich interessiere. Jetzt war es allerdings zu spät, die Neigung zu erwidern.

Der Bootsmann kam und gab einem der beiden Jungen eine schallende Ohrfeige, den anderen konnte er nicht erwischen, das war das Signal, daß man sie anderweitig benötigte, sowie für die Beendigung der Ausschmückung.

Dann erschienen nach und nach sämtliche Passagiere, auch die der zweiten Klasse und des Zwischendeckes, die Schiffsoffiziere und zum Schlusse die gesamte Mannschaft.

Jeder blieb einen Augenblick bei meiner Leiche, betrachtete mich, gleichsam um von mir Abschied zu nehmen, und schritt dann an mir vorüber. Als der letzte damit geendet hatte, wurden den Zusehern die Plätze zu beiden Seiten der Bordwand angewiesen.

Ein Passagier hatte ein kleines selbstspielendes Werfel unter meine Bahre gestellt. Das fing nun flott zu spielen an. Es wunderte mich nur, daß er kein passenderes Stück ausgewählt hatte als immerfort: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“. . .

Endlich kam auch der Geistliche. Zwar schienen mir seine Gesichtszüge und seine Gestalt ganz gleich jenen des Bordkoches, aber es war ja schließlich gleichgültig, wer die Einsegnung vornehme. Mir zum wenigsten lag nichts daran.

Nun merkte ich, daß das Schiff gestoppt hatte. Jetzt wird's ernst, dachte ich mir.

Zwei Matrosen brachten ein Ding, das ich für ein großes Stück Leinwand hielt, in Wirklichkeit war es eine Hängematte. Man legte mich auf die ausgebreitete Matte, schlug die Leinwand gleichmäßig um meinen Körper und nun ging's ans Sinnenähen. Hie und da rutschte die Nadel ab und fuhr mir in die Beine, so daß ich mich schon über

die Ungeschicklichkeit des mit dieser Arbeit Betrauten zu ärgern anfang.

Mein Kopf war noch frei. Ich sah, wie man mit lebhaftem Interesse dem Einnähen folgte.

Die junge Engländerin stand ganz nahe bei mir und nun bemerkte ich auch, daß eine Träne nach der anderen über ihre rosigten Wangen lief.

Da kam endlich der zweite Doktor, der gute Klavierspieler, zu mir. „Sind wir bald mit der Arbeit fertig?“ frug er den wackeren Schneider.

Ich versuchte mit Aufwand meiner ganzen Körperkraft ein Lebenszeichen von mir zu geben und es gelang mir, ganz leise die Worte herauszustößen: „Ich bin ja gar nicht tot, Herr Doktor, warum wollen Sie mich versenken?“

„Sind Sie ruhig und blamieren Sie die Ärzte nicht“, kam es von diesem zurück, dabei tat der Mensch so, als ob ihm mein Tod ganz besonders nahe ginge.

Endlich war auch der Kopf verhüllt und man stellte den eingenähten Körper auf die Beine.

Jemand, ich glaube es war der zweite Offizier, mußte eine astronomische Beobachtung gemacht haben, um den Schiffsort genau zu bestimmen, an welchem die Leiche versenkt werden sollte, denn einer der zwei Jungen, die mir den Ring als Andenken abgenommen hatten, sagte zum anderen: „Der Punkt muß genau bestimmt werden, damit man ihn wieder fischen kann, falls er nur scheinot war.“

„Herzloses Gefindel“, dachte ich mir, „wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Jetzt band man ein Ballasteisen am Fußende fest und legte den vermeintlichen Leichnam auf ein langes gegen die Bordwand gefehrtes Brett. Das Brett wurde langsam gehoben, der improvisierte Sarg kam ins Gleiten und rutschte erst langsam, dann immer schneller — „halt, halt“, hörte ich Fräulein Brown hinter mir rufen — ins Wasser.

Da erwachte ich und lag tatsächlich im Wasser, nur zum Glück nicht als Scheintoter und nicht in eine Hängematte eingenäht.

Durch die offene Luke meiner Kabine hatte jemand eine Bütte mit Wasser hereingegossen, was mich aus meinem unheimlichen Traum erweckte.

Von Deck aus war „halt, halt“ gerufen worden, als der Matrose zum Reinigen der Bordwand Wasser gegen die Luke schleuderte und ich hatte das „Halt“ in meinem Traume mit Fräulein Brown in Zusammenhang gebracht.

„Sie entschuldigen schon, Herr Meier“, hörte ich die Stimme des Matrosen von außen, als er bemerkte, was er in seinem Eifer angerichtet hatte.

„O, ich bin Ihnen im Gegenteil sehr dankbar dafür“, gab ich zur Antwort und reichte dem verwunderten Mann eine Schachtel Zigaretten zur Luke hinaus.

Als ich später beim Frühstückstische erschien, fand ich die Tafel fast ganz besetzt, auch Fräulein Brown war schon anwesend.

Mein Traum war gar bald Gesprächsstoff bei Tische und Miß Brown wurde nicht wenig dabei aufgezo- gen.

Sie, die mich bisher an Bord kaum bemerkt hatte, fing nun mit einemmal an, an mir Gefallen zu finden. Wir kamen täglich mehrmals zusammen, wozu auf der „Boulogne“ reichlich Gelegenheit war, und wenn sie hinter mir beim Tarocktische saß, war ich so zerstreut, daß ich einen Pagat nach dem anderen verlor.

Bei meiner Ausschiffung in Genua waren wir bereits verlobt.

Heute sind es fünf Jahre, daß ich und Ellen zusammen verheiratet sind und wenn, was ja selbst in der glücklichsten Ehe vorkommt, hie und da eine kleine Differenz zwischen uns entsteht, dann brauche ich nur die Worte fallen lassen: „Ach, wäre die Geschichte damals am Dampfer nur kein Traum gewesen!“ und sie ist gleich wieder weich gestimmt.

Ich bin neugierig, wie lange dieses Mittel noch seine Wirkung beibehält?